



Zentralgestirne der Marburger Jahre, von links nach rechts: Rudolf Bultmann, Martin Heidegger, Karl Löwith und Max Kommerell.

Fotos Interfoto, PVDE, Verlag Metzler, Ullstein

Die Marburger Epoche der Universitätsgeschichte

Es ist seit Jahren zu hören, aus den Universitäten sei der Geist entwichen. Zieht man einmal alle verlogene Nostalgie ab, die in solchen Zeitdiagnosen liegt, dann bleiben doch ein paar Beobachtungen übrig. Die Forschung kommt sich schon lange als Betrieb vor. Inwiefern sie dann aber noch ihre Einheit mit der Lehre versprechen kann, ist unerfindlich geworden. Außerdem findet sie oft nur an den Universitäten statt, aber nicht in ihnen. Die Forscher, die sich räumlich nahe sind, sind es kognitiv nur zufälligerweise, weil die eigentlichen Strukturen, an denen sie sich orientieren, ihre eigenen Labors und überlokale Netzwerke sind, nicht Fakultäten oder mitanwesende Kollegen. Man muss das nicht beklagen, aber entsprechend viel wert sind die Appelle zu mehr Interdisziplinarität, entsprechend glaubhaft die ganzen Darstellungen universitärer Kollaboration in Sonderforschungsbereichen.

Und die Studenten? Sie empfinden, wenn der Eindruck nicht täuscht, die Universität mehr und mehr als gesellschaftlich verordneten Hindernisparcours, der sie vom eigentlichen Leben und Erwachsenwerden trennt. Es kommt nicht oder nur unvorhergesehenweise zum Aufatmen nach der Schule, sich jetzt endlich ganz auf die eigenen Möglichkeiten konzentrieren zu können. Die Bologna-Reformen tragen stark zu diesem Eindruck bei. Denn die Formalisierung des Verhältnisses zum Erkenntnisgewinn – von Punktensystemen über Dauerseminarprüfungen bis zu durchregulierten Studienplänen – bezahlt dafür, dass es den Studierendunlustigen leichter gemacht wird, einen hohen Preis: den, eine instrumentelle Einstellung zum Studium zu normalisieren zu machen. An Universitätsystemen, die schon länger Erfah-

In der Frage, welche Geisteswissenschaft wünschbar wäre, geht der Blick meist in die Zukunft. Das verschenkt die Chance, an historischen Beispielen zwar nicht alles, aber doch etwas zu lernen.

rungen mit derartigen Reformen gemacht haben, kann man einen Effekt beobachten: die Neigung der Begabten zur Wissenschaft selber nimmt ab.

Auch wenn man, wie die Phrase will, die Uhren nicht zurückdrehen kann: Es dürfte unter den genannten Umständen nicht falsch sein, einmal rückwärts zu schauen und zu fragen, wovon es denn einst abhing, wenn Universitäten blühten. Für eine solche Untersuchung der Bedingungen von gelingendem Studium kommt, wie gesagt, nicht jede Epoche schon dadurch in Betracht, dass sie zurückliegt. Aber es gibt ganz zweifelsfreie Fälle solcher Blüte, zum Beispiel die Marburger Universität der Zeit nach 1914 und ihre Geisteswissenschaften. Soeben sind in Publikation des Marbacher Literaturarchivs die Erträge einer Tagung dokumentiert worden, die sich vor zwei Jahren mit diesem Tatbestand befasst hatte („Marburger Hermeneutik zwischen Tradition und Krise“, hrsg. von Matthias Bornuth und Ulrich von Bülow, Göttingen 2008). Mar-

burg vor 1933 war nämlich die Entstehungsstätte der hermeneutischen Philosophie, die von Martin Heidegger dort 1923 angestoßen und seinen Schülern – Hans-Georg Gadamer, Karl Löwith, Gerhard Krüger, Hannah Arendt, Hans Jonas und Leo Strauss – in die denkbar verschiedensten Richtungen entwickelt wurde. Das Marburg jener knappen zwanzig Jahre war der Ort, an dem die großen deutsche Romanisten, von Ernst Robert Curtius über Leo Spitzer und Erich Auerbach bis zu Werner Krauss lehrten. Max Kommerell, einer der eigentümlichsten Germanisten seiner Zeit, George-Schüler und -Renegat, Schriftsteller und Autor hinreißender Werke zu Jean Paul, Calderon und Lessing, hatte dort studiert und später einen Lehrstuhl. Und so könnte man weiter einen Namen nach dem anderen nennen, von Geisteswissenschaftlern, die ihr Fach prägten, dem Althilologen Paul Friedländer, dem Kunsthistoriker Richard Hamann, und allen voran dem protestantischen Theologen Rudolf Bultmann.

Aber nicht die Länge der Liste beeindruckt am Marburg jener Epoche, sondern die Tatsache, dass diese Gelehrten fast alle einander für die Zeit ihres dortigen Studiums verbunden waren. Mit anderen Worten: Die philosophische Fakultät dieser Zeit bot den Raum für ein ganz unvergleichliches Überbietungsverhalten im Rahmen von intellektuellen Freundschaften oder doch zumindest Nachbarschaften. Die Studenten verglichen sich und verglichen ihre Lehrer, den humorlos und fast feindselig lehrenden Heidegger bei seiner Vorlesung morgens um sieben etwa mit dem lächelnden Nicolai Hartmann abends. Sie lasen auch jenseits des Pensums, das als vorgeschriebenes so groß nicht war, dieselben Texte und man möch-

te sagen: buchstäblich um zu unterschiedlichen Schlüssen zu kommen. Auf jeden Philosophen kam eine Fassung Platons, eine Haltung zur Geschichtsphilosophie, eine These zur Bedeutung von Antike und Monotheismus für die Gegenwart.

Liest man die Beiträge des Bandes, die selber ganz der Textexegese gewidmet sind und vom wissenschafts- wie bildungsgeschichtlichen Phänomen ganz absehen, so wird deutlich, dass es nicht allein die damalige Universität mit ihrer Prämie auf Gelehrsamkeit war, die eine solche Verdichtung an Exzeptionellem hervorbrachte. Zum einen wurden die Marburger Wunderjahre durch eine ganz unvergleichliche Stellung der Philosophie für alle Geisteswissenschaften begünstigt. Und durch einen Lektürekanon, der weit über Platon, Aristoteles, Luther und Kant hinausging. Wie viele Germanisten, Althilologen, Theologen und Kunsthistoriker möchte man hingegen heute auf gemeinsame Textkenntnisse ansprechen wollen – und auf ein gemeinsames Gefühl vom Verpflichtungsgehalt ihrer Grundtexte als den Trägern von Grundproblemen?

Damals schlug überdies die Stunde der philosophischen Forschung. Die Philosophie ihrerseits konnte sich es, durch keine nicht entziehen, dass es Einzelwissenschaften gab, etwa die philologischen oder historischen Disziplinen, die nicht einfach nur von außen zu belehren waren. Und schließlich gab es, durch keine Universität herbeizuführen, die Ungewissheit, was jene Tradition, an der man hing, denn unter den Umständen von Weltkrieg, Säkularisierung, Diktaturen und technologischem Wandel denn noch zu gelten vermochte. Dieses Krisenbewußtsein, das sich nicht in Zeitdiagnostik veräußerte, sondern zur Befassung mit den wissen-

schaftlichen Gegenständen führte, nährte jenes Überbietungsverhalten und disziplinierte es zugleich.

Im aufschlussreichsten Text des Bandes, einem Gespräch, das die Herausgeber mit Dieter Henrich, eine Generation später selbst in Marburg aufgewachsen und Schüler Gadamers, geführt haben, notiert dieser, den Marburger Geisteswissenschaftlern jener Jahre sei das Gefühl gemeinsam gewesen, eine Epoche hinter sich zu haben. Dabei habe aber, außer Heidegger, keiner geglaubt, dass nun „etwas ganz Großes zu bewirken sei“. In Bezug auf heutige Umstände könnte man vielleicht sagen: Keiner hatte die Etablierung eines Paradigmas vor Augen, keiner arbeitete an einer Mode. Und die Universität setzte auch keine Anreize, das zu tun.

Was sie hingegen ermöglichte, berührt Henrich mit einer Bemerkung zur gegenwärtigen Lage: Dass man begabten Studenten heute die Möglichkeit nehme, ihren eigenen Lehrer zu finden, „den also zu finden, bei dem sie lernen wollen und zur Eigenständigkeit finden können“. Dem stehe gegenwärtig der durchkalkulierte Studienplan ebenso entgegen wie ein Studium nach Themen, die durchgenommen werden, weil sie nach Ansicht von Themenkommissionen in einem bestimmten Semester dran sind. Ein wichtiger Unterschied zwischen der Universität in ihren guten Jahren und der gegenwärtigen ist insofern ganz trivial: Man behandelt heute auch diejenigen ihrer Studenten als Kinder, die es nicht sind, und verwehrt ihnen den Eigensinn. Wenn das so bleibt, wird man, im Blick auf Marburg beispielsweise, sagen müssen, dass dann auch die Geisteswissenschaft bald noch eine ganz andere Epoche hinter sich haben wird. JÜRGEN KAUBE

Nachhaltiges Lesen in natürlicher Umgebung

Über das Potential eines unerwarteten Paradigmas: In den Vereinigten Staaten ist eine ökologische Literaturwissenschaft entstanden

Die Befürchtung, man könnte als Verbund der auf Sinnzuschreibung konzentrierten akademischen Disziplinen den Kontakt zur Wirklichkeit der Phänomene und des Alltags verlieren, hat die Geisteswissenschaften seit ihrer Gründung an der Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert verfolgt. In der Tradition der „Kulturkritik“ hat diese Befürchtung als Kritik an einem ausschließlich bewusstseinszentrierten Bild von Menschen dauerhafte Resonanz gefunden. Doch heute scheint die Angst vor dem „Weltverlust“ (Georg Lukács) die Geisteswissenschaftler mit größerer Unmittelbarkeit zu treffen als je. Einer der Gründe für diesen Zuwachs an Unmittelbarkeit ist die Sorge um die Natur – um die Natur an sich, aber auch um die Natur als Bedingung und Umwelt des menschlichen Lebens.

Zu dieser Lage passt die These der Amerikanistin Ursula Heise, nach der einige Literaturwissenschaftler die damals längst voll entwickelte ökologische Agenda zum ersten Mal in den neunziger Jahren mit ihrem eigenen Geschäft der Textdeutung zusammengedacht haben. „Ecocriticism“ war der Name für die überraschende Kombination von Literaturwissenschaft und Ökologie. Sie schien zunächst vor allem von gutem Willen forciert. Die 1996 erschienene erste Anthologie zum „Ecocriticism“ bestätigt dabei anfänglich die denkbar schlimmsten Befürchtungen. Denn die meisten der dort versammelten Essays beweisen aufs Neue, wie erstaunlich skrupellos Literaturwissenschaftler sein können, wenn es darum geht, klassische Texte zur Projektionsfläche ihrer jeweils jüngsten politischen Optionen und Obsessionen zu machen.

Auch die frühen „ecocritics“ fanden ohne weiteres in allen möglichen Texten der Vergangenheit und Gegenwart Resonanzen für ihre Version der politischen Korrektheit. So, wie man damals gerne Seminare über „Literatur und Aids“ ankündigte oder auf den ersten Golfkrieg mit einer Reaktivierung pazifistischer Traditionen in der Literatur des Modernismus reagierte, ging es hier mit der Natur. Doch je jener in vieler Hinsicht peinliche Reader zum „Ecocriticism“, der recht konventionelle Interpretationen von Texten aus der englischen und amerikanischen Romantik mit einem damals neuen und anspruchsvollen politischen Etikett versah, entdeck-

te eine Parallele zur Geschichte der feministischen Literaturwissenschaft, aus der sich eine vielversprechende Prognose für die intellektuelle Zukunft ergab.

Der Feminismus habe sich vom Paradigma der „Darstellung von Frauen in verschiedenen literarischen Gattungen“ über die Identifikation einer eigenen „Tradition frauenbezogener Literatur“ hin zu einem Stadium der „Theorie“ entwickelt. Mit ihm kam die Frage auf, ob es eine konstitutive Beziehung zwischen der Literatur als Medium und bestimmten weiblichen Existenzformen gebe. Die analoge „ökokritische“ Frage sollte lauten, ob Literatur eine konstitutive Rolle im menschlichen Leben spiele oder wenigstens aus einer solch konstitutiven Funktion hervorgegangen sei. Lässt sich ein Beitrag des Mediums „Literatur“ zum menschlichen Leben denken, sein Verhältnis zur Umwelt in eine verantwortbare Dimension zu rücken? Damit erinnert diese komplexeste Position des „Ecocriticism“ an das Programm einer „literarischen Anthropologie“, wie es damals in Deutschland der Konstanzer Anglist Wolfgang Iser und mit ihm vor allem sein Schüler Karl Ludwig Pfeiffer unabhängig von ihren „ökokritischen“ amerikanischen Kollegen propagierten.

1996, nur drei Jahre nach dem Erscheinen jener ersten Anthologie, erfuhr das neue Paradigma seine intellektuelle Nobilitierung mit der Publikation eines Themenschwerpunkts in der renommierten Zeitschrift „New Literary History“. In ihrem Einleitungsartikel nahmen die Herausgeber Bezug auf das deutsche Paradigma der „Rezeptionsästhetik“ in den siebziger Jahren. Einst war für die Rezeptionsästhetik die entscheidende Metapher die eines „Horizonts“, vor dem sich literarische Lektüre vollziehe. Sie verwies auf eine Konfiguration kultureller Themen und Erwartungen. Nun sei im Zeitalter des „Ecocriticism“ der Horizont-Begriff wörtlich, also naturbezogen zu verstehen. So griff das zunächst geklungen haben mag, es war wohl nicht ohne weiteres klar, wie genau die aufsteigende oder die sinkende Sonne als Hintergrund unser Lesen verändern sollte. In einer kritischen Synthese des Themenhefts von „New Literary History“ und im Rückgriff auf sein eigenes, erfolgreiches Buch zu der von der Umwelt motivierten Vorstellungskraft („Envi-

ronmental Imagination“) formulierte Lawrence Buell aus Harvard eine Antwort, die den „Ecocriticism“ zu einer komplexen hermeneutischen Perspektive machen sollte. „Ökologisch“ lese, was erstens die wechselseitige Verwobenheit von Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte be-

trifft, der sein 1992 erschienenes Buch „Wälder“ inzwischen zu einer Trilogie ausgebaut hat. In „Wälder“ löste Harrison einen Aspekt der hermeneutischen Formel von Buell ein, indem er zeigte, wie seit der klassischen Antike die westlichen Begriffe von „Kultur“ immer wieder von

den Naturwissenschaften als Bedrohung der Umwelt und als möglichem Verbundeten der Ökologie; die politische Ambivalenz zwischen den global relevanten Anliegen und den betont lokalen Ansatzpunkten ökologischer Reform und Intervention; und die langfristig vielleicht entscheidende epistemologische Dynamik zwischen der Relativierung von „Natur“ als einem begrifflichen Konstrukt und „Natur“ als Medium jeglichen menschlichen Lebens und Überlebens.

Bis heute sind die Anregungskraft und der Erfolg des „Ecocriticism“ beinahe ausschließlich auf die akademische Welt in den Vereinigten Staaten – und dort mit wenigen Ausnahmen auf die „English Departments“ – beschränkt geblieben. Die Frage liegt also nahe, warum solch ökologisch motivierte Diskurse bei einer Aneignung unserer literarischen und philosophischen Tradition nicht gerade in Deutschland erfolgreicher gewesen sind, in jenem Land, wo die ökologische Bewegung ihre konkretesten politischen Wirkungen erreicht hat und wo die Literaturwissenschaft mit einem international unvergleichlichen Förderungsvolumen rechnen kann. Symptomatisch ist, dass das akademische Deutschland – stattdessen? – zum Land der Technologie- und der Medienreflexion geworden ist. In dieser anderen Diskussion setzt sich eine Tradition fort, die von Spengler über Heidegger zur Frankfurter Schule geführt hatte.

Ihr amerikanisches Äquivalent mag die von Emerson aus der Romantik übernommene, durch seinen Schüler Thoreau radikalisierte und zuletzt von Richard Rorty neu belebte Konzentration auf das Naturerleben sein. Obwohl seine Protagonisten also die Komplexität und den intellektuellen Anspruch des „Ecocriticism“ enorm gesteigert haben, ist das Paradigma bis heute erstaunlich themenorientiert geblieben. Vielleicht könnte gerade eine Rezeption in Deutschland die mögliche Konvergenz mit der philosophischen und der literarischen Anthropologie hin zur Konturierung neuer Leitfragen führen. Ökologisch in diesem Sinn wäre es etwa, zu erforschen, ob literarische Formen allgemein und lyrische Prosodie im Speziellen ein Potential haben, Autoren und Leser stärker und mit neuer Harmonie in die Rhythmen der natürlichen Umwelt einzubinden. HANS ULRICH GUMBRECHT



Amerikanische zweite Natur: Cary Grant und Eva Marie Saint bei der kulturökologischen Betrachtung in „North by Northwest“ von Alfred Hitchcock

Foto Interfoto

ronmental Imagination“) formulierte Lawrence Buell aus Harvard eine Antwort, die den „Ecocriticism“ zu einer komplexen hermeneutischen Perspektive machen sollte. „Ökologisch“ lese, was erstens die wechselseitige Verwobenheit von Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte be-

trifft, der sein 1992 erschienenes Buch „Wälder“ inzwischen zu einer Trilogie ausgebaut hat. In „Wälder“ löste Harrison einen Aspekt der hermeneutischen Formel von Buell ein, indem er zeigte, wie seit der klassischen Antike die westlichen Begriffe von „Kultur“ immer wieder von

den weniger konturierten Prämissen über das, was Natur sei, abhingen. In „Das Reich der Toten“ (wie die Übersetzung des amerikanischen Titels „The Dominion of the Dead“ lauten müsste) plädiert er für ein existentielles Verhältnis zu der Erde, auf der wir uns bewegen, als Erde, die unsere Toten birgt. Im vergangenen Jahr ist Harrisons Buch über „Gärten“ erschienen, das in der Tradition Heideggers und zugleich von ihm abweichend den Begriff der „Sorge“ ökologisch ausarbeitet.

In den Arbeiten Harrisons hat sich eine Reihe von fruchtbaren Ambivalenzen entfaltet. Zu ihnen gehören die Spannung zwi-

Preußens Zeremoniell

Unhöfisch?

Wie bei allen Symbolsystemen, so liegt auch im Falle des Hofes und seines Zeremoniells die Schwierigkeit darin, seine Zeichen richtig zu deuten. Doch schon über die Frage, an wen sich die Botschaft des höfischen Rituals richtete, ist die Forschung oft uneins. Eine besondere Bedeutung kommt hier dem Hof Friedrichs des Großen zu. Das liegt nicht nur an der herausragenden Persönlichkeit des Königs und der Rolle seines jungen Staates im europäischen Mächtesystem des achtzehnten Jahrhunderts. Auch Friedrichs abfällige Äußerungen gegenüber verschwenderischer Hofhaltung, sein Image als aufgeklärter, asketischer Herrscher fordern eine genaue Untersuchung des Umgangs seiner Monarchie mit dem höfischen Zeremoniell heraus.

Dieser Aufgabe stellte sich jetzt eine Konferenz im Potsdamer Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte. Die naheliegende Frage, inwieweit sich diese Form individueller Interpretation höfischer Strukturen auch bei dem Hofverächter Friedrich II. findet, beantwortete dabei Thomas Biskup (Hull) auf ingeniose Weise. Anhand der Festlichkeiten, die Friedrich der Große 1750 anlässlich des Besuchs seiner Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth, ausrichten ließ, entlarvte er die angebliche Verachtung des Preußenkönigs für jede Form höfischen Poms als Mythos. Friedrich war nachdrücklich an höfischem Zeremoniell interessiert. Allerdings hatte dieses immer der konkreten Zurschaustellung von Macht zu dienen und musste auf Reputation und militärischen Ruhm gegründet sein. Adressat der höfischen Inszenierung waren nicht die eigenen Untertanen, sondern die anderen europäischen Höfe, vor allem aber die Geschichte der Menschheit, in die sich Friedrich II. als zivilisationsprägender Monarch einschreiben wollte.

Die Hofverachtung Friedrichs war somit nicht Ausdruck der Bescheidenheit des ersten Staatsdieners, sondern einer auf persönliches Renommee abzielenden Inszenierung, deren wesentlicher Aspekt der Hof ohne Herrscher war. Dennoch war der Hof nicht nur Machtattrappe. Eine Karriere am Hof war, wie Frank Göse (Potsdam) betonte, auch für den Adel unter Friedrich II. attraktiv. Dies lag vor allem daran, dass die Trennung zwischen Hofgesellschaft und Zentralbehörden bei weitem nicht so strikt war, wie es das Bild von der effizienten preußischen Verwaltung suggeriert.

Wie virtuos Friedrich mit Symbolen und Bildern umzugehen verstand und diese zu Inszenierungszwecken nutzte, zeigte Jeanette Opalla (Gründau) und Christoph M. Vogtherr (London) anhand der Geschenkpoltik wie der künstlerischen Aufträge für die Gestaltung der Potsdamer Schlösser. Demgegenüber ist Friedrichs zeitweises intensives Engagement für die Oper ebenso wie seine Auswahl der Möbel, etwa für das Neue Palais, unter dem Aspekt persönlicher Liebhaberei einzuordnen. Diese war allerdings zeitweise so ausgeprägt, dass Friedrich, wie Claudia Terne (Berlin) hervorhob, sich nicht nur damit zufriedengab, Libretti zu verfassen, sondern intensiv in die Spielplanung, Gestaltung und Engagements eingriff. Afra Schick (Potsdam) veranschaulichte daraufhin, dass das Klischee des asketischen Preußenkönigs schon mit Blick auf seine Inneneinrichtung in sich zusammenfällt. Friedrich hatte nicht nur eine Vorliebe für teure und edle, sondern auch für protzige und bunte Stücke. Dass Friedrich damit nicht stillbildend wirkte, unterstreicht die private Ausrichtung seiner Möbelszenierung.

Neben der Vorstellung vom Asketen ist sicher die des einsamen, allem Familiären abholden Einzelgängers eines der gängigsten Bilder des Königs. Doch auch für Friedrich waren, wie Daniel Schönplugh (Berlin) nachwies, dynastische Fragen eng mit der Staatsräson verknüpft. So versuchte der Chef des Hauses Hohenzollern intensiv Einfluss auf den Fortpflanzungswillen seiner männlichen Verwandten zu nehmen und schreckte auch vor klassischer Heiratspolitik nicht zurück, wie das angestrebte Bündnis mit Schweden und Russland durch die Verheiratung seiner Schwester Luise Ulrike mit dem späteren König Gustav III. zeigt.

Auch der Hof Friedrichs II. stand nicht singular da, wenngleich seine Selbstinszenierung und zeremonielle Referenz an die Universalgeschichte das Gegenteil suggerieren wollten. Berücksichtigt man den jeweiligen Adressaten der friderizianischen Öffentlichkeitsarbeit, so lösen sich, wie Jürgen Luh, der Organisator der Tagung, in seinem Schlusswort hervorhob, manche scheinbaren Unstimmigkeiten im Bild Friedrichs II. und seines Hofes auf. Von einem Königtum der Widersprüche, wie noch Theodor Schieder, kann man aus dieser Perspektive nicht mehr sprechen. Die Geschichte des preußischen Staates sei zugleich die Geschichte der Geschichte des preußischen Staates, schreibt Christopher Clark in seiner fulminanten Preußen-Monographie. Friedrichs Stilisierungshass als eines der wirkungsmächtigsten Kapitel dieser Geschichtsschreibung wurde in Potsdam als geschickte Selbstinszenierung entlarvt. ALEXANDER GRAU